

Gerd Simon

Ein alternatives Wissenschaftskonzept¹

Ich gebe zu: was ich hier präsentiere, ist ein (Schub-)Ladenhüter. Die Grundidee entstand nämlich schon vor einem Vierteljahrhundert. Sie machte seitdem gut ein Dutzend Fassungen durch, stand zumindest schon einmal (1970) kurz vor der Veröffentlichung, wich dann allerdings vor meinen (wohl doch allzu heftigen) Skrupeln wegen der Möglichkeit von Mißbräuchen in eben jene Schublade oder besser (übrigens auch sonst ziemlich illustren) Winkel meiner Kopfarbeiter-Höhle zurück.

Ein Vierteljahrhundert intensives Forscherleben und Gedankenaustausch mit Ähnlich-Gesinnten und (zumeist) Andersdenkenden ist an dieser Grundidee nicht spurlos vorübergegangen. Geändert hat sich die Grundidee vor allem unter dem Eindruck der Projekt-Universitäten in den Vereinigten Staaten und der BRD. Nicht ohne Einfluß blieben auf sie auch meine langjährigen Detailforschungen zur Geschichte der Sprachwissenschaften im 3. Reich². Insbesondere meine Archivstudien zeigten mir in Grundzügen, nach welchen Regeln brisante Konzepte und Erfindungen in Herrschaftssysteme eingebaut zu werden pflegen, und wie man dazu beitragen kann, daß das zumindest erschwert wird.

Auch inhaltliche Anregungen blieben nicht aus. Wer immer noch die Vorstellung hat, daß in den

¹ Als Vortrag gehalten am 12. November 1987 in Tübingen, am 14. Januar 1988 in Saarbrücken u.ö. Gedruckt in den >Semiotischen Berichten< H. 1-2, 1990, 31-53

² Sprachwissenschaft und politisches Engagement. Weinheim 1979

Zündschnur zum Sprengstoff. Leo Weisgerbers keltologische Forschungen und seine Tätigkeit als Zensuroffizier in Rennes während des 2. Weltkriegs. Linguistische Berichte 79, 1982, 30-52

Sprachwissenschaft im III. Reich. Ein erster Überblick. In: Franz Januschek (Hg.): Politische Sprachwissenschaft. Opladen 1985, 97-141

Die sprachsoziologische Abteilung der SS. In: W. Kürschner u.a. (Hg.): Sprachtheorie, Pragmatik, Interdisziplinäres. Akten des 19. Linguistischen Kolloquiums Vechta 1984. Bd. 2. Tübingen 1985, 375-96

Wissenschaft und Wende 1933. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik am Beispieldes Sprachwissenschaftlers Georg Schmidt-Rohr. Das Argument 158, 1986, 527-52

Der Wandervogel als "Volk im Kleinen" und Volk als Sprachgemeinschaft beim frühen Georg Schmidt (-Rohr). In: E. E. Brekle/U. Maas (Hg.): Sprachwissenschaft und Volkskunde. Opladen 1986, 153-83

Hundert Jahre "Muttersprache". Die Ideen eines Museumsdirektors und ihre Folgen. Der Deutschunterricht 38, 5, 1986, 83-98

Der diskrete Charme des Sprachpflege-Diskurses. In: R. Vogt (Hg.) Über die Schwierigkeiten der Verständigung beim Reden. Opladen 1987, 278-95

Sprachpflege im 3. Reich. In: K. Ehlich (Hg.): Sprache im Faschismus. Opladen (in Kürze)

Freiheitsentzug für Sprachsünder. Der Umbruch, H. 5-6, 1986, 15-18

(und viele andere kleinere Artikel)

Wissenschaften des 3. Reichs nur Schwach-, Hohl- und Satansköpfe am Wirken waren bzw. den Ton angaben, wer entsprechend mit hoher Wahrscheinlichkeit auch blind gegenüber der mißbräuchlichen Verwertung der Forschungen ist, die er selbst treibt und die diejenigen trieben, die er vor allem respektiert, wird dieses Bekenntnis gegen mich auslegen, damit freilich meiner Meinung nach auch zu erkennen geben, daß er nicht gelernt hat zu wissen, was er tut, wenn er forscht.

An dem Tag, an dem ich eine Vorfassung dieses Artikels fertiggestellt hatte, starb mein langjähriger Mitarbeiter und Freund Johannes Sobetzko. Er war der einzige in meiner Umgebung, der wirklich alle Aspekte dieses Konzepts kompetent kritisieren konnte. Von Veranlagung und Werdegang her lebte er die von mir angestrebte Verbindung Spezialistentum, Interdisziplinarität und Praxisbezug, obwohl über zehn Jahre jünger, perfekter, als ich es wohl je können werde. Der umgearbeitete Auszug aus seiner Dissertation, der unter dem etwas unglücklichen Titel "Sprache ohne Herrschaft" im Campus Verlag herauskam³, deutete bei aller Bandbreite, die gleichwohl Gutachter und Rezensenten bereits offenkundig überforderte⁴, nur einen Bruchteil dessen an, was er zu bieten hatte. Welche Veränderungen an dem hier in Grundzügen vorgelegten Wissenschaftskonzept sich den (gar nicht so häufigen, dafür dann aber umso intensiveren) Diskussionen mit Sobetzko verdankt, vermag ich nur schwer zu sagen.

Es bleibt genügend übrig, was man an dieser Grundidee bei allen Veränderungen und Einflüssen als neu bezeichnen muß. Für mich gab es schon vor 25 Jahren nichts Näherliegendes und Simpleres als diese Idee. Man muß eigentlich nur einige alteingefahrene Denkgeleise verlassen, um sie vor sich liegen zu sehen. Umso erstaunter bin ich, daß ich in den einschlägigen Publikationen dieses Vierteljahrhunderts, von gelegentlichen Gedankenblitzen abgesehen, nichts habe entdecken können, was ihr einigermaßen entsprach.

Ich erwähne diese mehr biographischen Dinge nicht, weil ich damit rechne, daß man dieser Idee jetzt mit offenen Türen und Kußhändchen begegnen wird. Im Gegenteil: Ich erwarte, daß die etablierte Wissenschaft auf das hier in Grundzügen vorgelegte Wissenschaftskonzept wie auf alles Neue reagiert: Was man nicht totschweigen kann, und diese Reaktion traf in der Vergangenheit nicht selten sogar ganze Denkrichtungen und Disziplinen, von dem macht man sich einen möglichst linken Strohmann und brennt ihn dann mit Freuden ab. Durchaus vergleichbar pflegt übrigens die Reaktion linker Dogmatiker zu sein, die das *sapere aude* (wage, weise zu sein!) am liebsten als Privileg einiger Parteiväter und -päpste wie Marx und Lenin reserviert wissen wollen. Ich verkenne keineswegs, daß dieses Verhalten nicht nur aus Gründen der Selbstbehauptung funktional sein kann

Leider ist der erste Eindruck ernst zu nehmen, meine Forschungen zur Geschichte der Wissen-

³ Johannes Sobetzko: Sprache ohne Herrschaft? Gesellschaftliche Entfaltung der Grammatik als strukturelle Gewalt. Frankfurt am Main 1984

⁴ Eine wesentlich umfangreichere Fassung der unter 2. genannten Veröffentlichung mit dem Titel "Die Emanzipation der Sprache" (hektografiert, 2 Bde., 1979) kursierte in Tübingen jahrelang als Geheimtip. Obwohl von den Erstbegutachtern mit *summa cum laude* bewertet, war die daraufhin gebildete Summa-Kommission hauptsächlich durch Einwirkung eines weltberühmten Strukturalisten und Spezialisten nicht einmal mehr bereit, die Arbeit in der eingereichten Form auch mit einer geringeren Note zu akzeptieren. Die damals gerade frische Promotionsordnung wurde später in einer Weise abgeändert, die derartige Vorgänge in Zukunft ausschloß. Die Abänderungen gingen als *lex Sobetzko* in die Geschichte der Tübinger Universität ein. Sobetzko promovierte dann mit seiner Arbeit an der Universität Frankfurt.

schaften im 3. Reich bestätigen das auch vollauf, daß 95% vielleicht sogar mehr, von dem, was Außenseiter produzieren, es nicht wert ist, zur Kenntnis genommen zu werden. Andererseits sollte Günther Anders' Beobachtung zu denken geben, daß z.B. in der Geschichte der Philosophie seit Hegel die Köpfe die wichtigsten Fortschritte initiierten, die an Hochschulen nur eine marginale oder überhaupt keine Rolle spielten. Anders wörtlich:

"Das Schauspiel der nachhegelschen Epoche, in der die meisten von ihnen (den Berufsphilosophen, G. S.), aus Angst vor faux pas, die wirklich neuen Schritte ins Spezielle und ins Okkasionelle den Kierkegaards und Nietzsches und Darwins, den Marxens und Freuds, oder den großen Einzelwissenschaftlern, ja sogar den großen Romanciers überlassen haben, den großen Amateuren der Philosophie, die ihr Philosophieren oft noch nicht einmal Philosophie nannten, und die keine Hemmung verspürten, die Verbotstafeln zu verpflanzen und die Grenzen zu erweitern, dieses Schauspiel war nicht gerade ehrfurchtsgebietend."⁵

Ich würde auch sagen, daß es zu einem modernen Wissenschaftskonzept gehören müßte, daß die Grenze zwischen professioneller und angeblich dilettantischer Forschung durchlöchert und ein Sensorium entwickelt wird, eine Art Vorhof oder Frühmerksystem, das

1. die Ideen herausfiltert, die für jede Wissenschaft als Alternative erwägenswert erscheinen, auch wenn sie sie aus guten Gründen vorerst verwirft.
2. der üblichen Tendenz von Institutionen entgegenwirkt, den status quo zu zementieren,
3. den bisher überhaupt nicht kontrollierten, aber gar nicht so seltenen Import problematischer oder gar gefährlicher Ideen von Dilettanten ins Lager der Berufswissenschaftler überprüft.

Fehlentwicklungen wären auch trotz eines solchen Frühmerksystems nicht auszuschließen, das im übrigen nur ein Teil eines umfassenden Selbstrevisionskonzepts sein sollte. Immerhin aber hätte es die Wahrscheinlichkeit vermindert, daß ein Wissenschaftskonzept wie dieses allein durch die Vorurteile von Normalwissenschaftlern aus der Diskussion der Entscheidungsinstanzen herausgehalten wird.

Damit sind wir aber bereits mitten in dem von mir entwickelten alternativen Wissenschaftskonzept, besser: bei einem relativen Randmerkmal. Bevor ich zu seinem Kern komme, möchte ich kurz auf einige gegenwärtige Tendenzen der Wissenschaftspolitik eingehen sowie die Stellung meines Konzepts in der bisherigen Wissenschaftsgeschichte andeuten.

Die gegenwärtige dominanten wissenschaftspolitischen Veränderungsbestrebungen, denen gegenüber die Universitäten in der Regel eine Politik der Erhaltung des status quo einnehmen, werden gewöhnlich mit den Stichworten: Informatik, Neurologie, Export- und Regionalforschung wiedergegeben⁶. Ich möchte hier nur auf das erste Stichwort eingehen, weil es den für die anderen Fächer expansivsten Charakter hat. Die Methoden der Information lassen sich nämlich auf alle beliebigen Forschungsgegenstände anwenden. Letztere werden durch sie zwar auf manchmal sogar recht unwesentliche Aspekte reduziert. Aber grundsätzlich kennt die Informationstheorie

⁵ G. Anders: Die Antiquiertheit des Menschen Bd. 1. München 1956, 1968, S. 13

⁶ GEW Baden-Württemberg: Zur Lage der Geisteswissenschaften an den Universitäten Baden-Württembergs. Stuttgart: GEW, 1987, passim

keine inhaltliche Grenzen. Schon der in ihr zentrale Begriff der Information ist ausschließlich formal oder besser: technisch definiert. Denn er stammt aus der Nachrichtentechnik und ist orientiert an dem Muster einer Nachrichtenübertragung, die nur die Möglichkeiten "Strom" oder "Nicht-Strom" kennt. Da jeder Forschungsgegenstand diesem Muster unterworfen werden kann, ist die Informatik also ubiquitär und exakt zugleich.

Meiner Meinung nach ist gegen den Export der Informatik in die übrigen Wissenschaften relativ wenig einzuwenden, wenn man Wissenschaft allein an die Ideale der Allgemeinheit und analytischen Genauigkeit hängt, und wenn man auf diese Weise auch die Frage der Forschungsheuristik als entschieden betrachtet, erst recht natürlich, wenn man von vornherein alles nicht nach diesem Muster Beschreibbare für Metaphysik, Chimäre oder Hirngespinnste hält. Ich meine, daß gegen diese Art von Wissenschaft erst Gewichtiges einzuwenden ist, wenn man Wissenschaft im Lichte der Relevanzfrage definiert. Auf die Relevanzfrage möchte ich aber erst später eingehen. An dieser Stelle möchte ich nur darauf hinweisen, daß das wissenschaftliche Bemühen um andere Forschungsgegenstände andere Methoden vorgebracht hat, die in gleicher Weise zu verallgemeinern und zu exaktifizieren sind. Wer entscheidet da, welche Vorgehensweise die Priorität hat? Sollte das nur eine Frage der Macht sein?

Die Informatik selbst hat dieses Problem zumindest erahnt. Nachdem Bar-Hillel z.B. die Informationssemantik als Unterdisziplin der Informatik mitbegründet hatte, sah er ziemlich klar, wie riesig der Anteil der Bedeutungsphänomene war, die man auf diese Weise - wie er sich auszudrücken pflegte - der "waste-basket" der Methode überantwortete⁷. Später hat man aus ähnlichen Gründen den Begriff der Informatik ausgeweitet. Heute faßt man ihn so weit, daß er auch in eindeutig pseudowissenschaftlichen Bereichen, etwa der Astrologie, Anwendung finden kann. Von seiten der Informationstheorie im strengen Sinne, wie sie also Shannon und Weaver⁸ entwickelt hatten, mag diese Ausweitung als unzulässig eingestuft werden. Wie aber z.B. schon Norbert Wiener, der Begründer der Kybernetik⁹ solche Ausweitungen ausgeschlossen hätte, vermöchte ich nicht zu sagen. Jedenfalls zeigen diese Ausweitungen, daß solche angeblich allgemeinen und exakten Methoden sehr schnell auch den Rahmen verlassen können, den man mit seriösen Wissenschaft bislang in Verbindung brachte. Nicht, daß Seriosität ein entscheidendes Charakteristikum von Wissenschaftlichkeit wäre. Immerhin aber ein Umstand, der Zweifel rechtfertigt an dem noch heute allenthalben anerkannten Methodenfetischismus in der Wissenschaft, den viele ja gerade mit Seriosität verwechseln.

Die Ausweitung des Begriffs der Informatik hat dabei die Orientierung an der technischen Umsetzung keineswegs aufgegeben. Im Gegenteil, in den meisten Disziplinen, in denen die Informatik heute Fuß gefaßt hat, spielt die Informationstheorie selbst so gut wie keine Rolle mehr. Vielmehr fällt darunter weitgehend alles, was Forschungsergebnisse mit Hilfe des Computers und anschließbarer Datenverarbeitungsmaschinen (z.B. Lesegeräten) hervorbringt.

Das Problem ist damit also nicht beseitigt, sondern nur verschoben. die Definition z.B. dessen, was man linguistische Datenverarbeitung natürlicher Sprachen, elektronische Sprachforschung oder einfach Computerlinguistik genannt hat, kennt bei erheblichen Schwankungen in der sonsti-

⁷ Y. Bar-Hillel/R. Carnap: Semantic Information. British Journal of Phil. Science 4, 1953, 147-57

⁸ C. E. Shannon/W. Weaver: The Mathematical Theory of Communication. Urbana 1949

⁹ N. Wiener: Mensch und Menschmaschine. Kybernetik und Gesellschaft. (Amerikan. Original: 1949). Frankfurt am Main 1966, S. 3

gen Grenzziehung zumindest einen gemeinsamen Nenner: daß es sich bei dieser Wissenschafts-
sparte um einen "Anwendungsbereich für elektronische Datenverarbeitungsanlagen"¹⁰ handelt.
diese Definition ist aber so unbefriedigend, irreführend und auch verdächtig kropfartig wie die
Definition der Schriftwissenschaft als Anwendungsbereich von Schreibgeräten.

Sie wären für alle, die keine Maschinenstürmer sind - und welcher Wissenschaftler ist das schon -
nichtssagend und vernachlässigbar, wenn sie nicht Leute wie Sokrates, der es ablehnte, seine Ge-
danken aufzuschreiben, ausschließen und von der Zuwendung öffentlicher Mittel abschnitten,
wenn man nicht wüßte, daß hinter der staatlichen Propagierung der Informatik eine bestimmte
Industrie stünde, die vor allem an die Erschließung neuer Absatzmärkte denkt, und wenn auf die-
se Weise die Erforschung von wichtigen, aber mit Computern zumindest vorläufig nicht bear-
beitbaren Aufgaben abgelenkt würde auf solche, die zwar derart zu bewältigen, aber zumeist
schrecklich irrelevant sind. Ich sehe an dieser Stelle einmal davon ab, daß das wenige, was daran
relevant ist, in erster Linie auch lediglich für die Informatik-Industrie und damit zu Dreivierteln
für die Geheimindustrie und die Rüstung relevant ist.

Zugespitzt formuliert: der Angriff der Informatik, einer ursprünglich ingenieurwissenschaftlichen
Disziplin, auf die Universität drängt unter Ausschaltung einer jahrzehntealten forschungswissen-
schaftlichen Reflexion zur sukzessiven Unterordnung der Wissenschaften unter ein Werkzeug.
Ich bin durchaus dafür, daß die Einzelwissenschaften durch die Informatik eröffnete For-
schungsmöglichkeiten zur Kenntnis nehmen. Es ist auch überhaupt keine Frage, daß der Compu-
ter so oder so einen erheblichen Einfluß auf die Entwicklung der Einzelwissenschaften haben
wird. Abzulehnen ist daran allein, daß sich die Wissenschaften auf diese Weise fremdbestimmen
lassen durch ein Werkzeug und die hinter ihm stehenden politischen und ökonomischen Interes-
sen, statt den relativen Wert des Computers aus einer in Ansätzen ja vorhandenen wissenschafts-
theoretischen Selbstreflexion heraus zu ermitteln. Ich hoffe nicht, daß man das als Plädoyer für
eine Elfenbeinturmwissenschaft mißdeutet. Die wichtigsten Tendenzen in der Wissenschaftsfor-
schung sehe ich selbstverständlich da, wo sich Forschung als Teil der Wirklichkeit versteht und
von Gesamtgesellschaft und Natur in Verantwortung genommen sieht.

Nur am Rande möchte ich darauf hinweisen, daß die in der Informatik gängige Terminologie
zwar die Begriffe von idealistischen Philosophen wie Kant und Hegel aufnimmt, vor allem die
Unterscheidung von Form und Inhalt (oder Gehalt), diese aber wie im Vulgäridealismus zu kon-
tradiktatorischen Gegensätzen dichotomisiert und darüber die Inhaltlichkeit aller Formen, Muster
und Strukturen sowie die Formhaftigkeit aller Inhalte, Energien und Triebe vergißt. Die schon bei
Kant und Hegel anzutreffende Sorglosigkeit gegenüber der terminologischen Verpflichtung, in
den Begriffspaaren Form-Inhalt, Geist-Materie, Subjekt-Objekt, abstrakt-konkret usw. das diesen
scheinbaren Gegensätzen Gemeinsame auf den Begriff zu bringen, führt in Vulgäridealismus und
Informatik zu einer unreflektierten Leugnung eines solchen Gemeinsamen. Wer die Umsetzbar-
keit von Formen in technische Wirkungen als Argument für die Berechtigung einer solchen
Leugnung ansieht, dokumentiert damit nur seine durch Wissenschaftstheorie zu legitimierende
Gedankenlosigkeit im Gebrauch seiner Hauptbegriffe.

¹⁰ . R. Dietrich/W. Klein: Computerlinguistik. Stuttgart 1974, S. 9

Ich will mich nicht lange bei den "Ahnen" aufhalten, von denen mein Wissenschaftskonzept gelernt hat. Allein ihre schlichte Auflistung würde Seiten anfüllen. Hier darum nur ein Hinweis auf die von dem amerikanischen Pragmatiker John Dewey begründete Projektforschung¹¹. Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre brachte diese - in vielfach aufgeweichter, inkonsequenter und daher zum Scheitern verurteilter Weise - in den USA und der BRD eine Reihe von Projektuniversitäten hervor. In ihnen erblicke ich die seit der Humboldtschen Bildungsreform Anfang des 19. Jahrhunderts nennenwerteste Weiterentwicklung in der Geschichte der Wissenschaftsemanzipation.

Die wichtigsten Merkmale dieses Wissenschaftskonzepts waren:¹²

1. Problematisierung der unreflektierten Abtrennung der Forschung von der übrigen Praxis und Hinwirkung auf eine partielle "Rückkehr" der Wissenschaft zu dieser Praxis, der allerdings eine partielle Freistellung der im Praxisfeld Betroffenen für die Forschung korrespondieren muß.
2. Relativierung der Ausrichtung von Forschung auf die Produktion von "Herrschaftswissen" (Max SCHELER) und Schwerpunktverlagerung auf die Bildung von Emanzipationswissen.
3. Beteiligung der im Praxisfeld Betroffenen an allen wichtigen Entscheidungen im Forschungsprozeß. Faires Aushandeln der Zusammenarbeitsbedingungen. Der Betroffene ist nicht Objekt, sondern Ko-Subjekt des Forschungsprozesses.
4. Forschungsergebnisse werden nach jeder Vergegenständlichung in der Praxis zur Diskussion gestellt und bei Konsens, sofern die Möglichkeit gegeben ist, "erprobt".
5. Auffassung des Lernens als Forschungsprozeß.
6. Integration von Lernerfahrungen in den Erfahrungszusammenhang, in dem die Beteiligten stehen.
7. Integration von Theorie und Praxis, von Kopf- und Handarbeit, von Entscheidungs-, Planungs-, Verwaltungs- und Ausführungsfunktionen.
8. Erleichterung der Selbstrevision der Forschungsorganisation.

Das HUMBOLDTsche Wissenschaftskonzept war gewiß manchen noch heute im Ausland vorherrschenden Traditionen, auch den angloamerikanischen, überlegen, nicht zuletzt wegen des

¹¹ J. Dewey: *Moral Principles in Education*. (1909). Illionois 1975

J. Dewey: *Interest and Effort in Education*. (1913). Illionois 1975

Zur Geschichte der Projektforschung: B. Suin de Boutemard: *Schule - Projektunterricht und soziale Handlungseffektivität*. München 1975, 236ff

Die materialreichste und zugleich analyseschärfste Studie über die Universitätsprobleme der Welt ist nach wie vor der UNESCO-Report von Wolfgang Nitsch u.a.: *Social Science Research on Higher Education and Universities*.

Part I: *Trend Report* (1973)

Part II: *Annotated Bibliography* (1970)

Part III: *Supplement and Index* (1973). The Hague, Paris. 1970-73. (Teilübersetzung in): W. Nitsch u.a. : *Die soziale Dynamik akademischer Institutionen. Trend-Report zur sozialwissenschaftlichen Hochschul-Forschung*. Weinheim 1973

¹² G. Simon: *Vorschläge zum Aufbau des Studiums für germanistische Linguistik*. Tübingen 1979

G. Simon: *Prinzipien wissenschaftlicher Studienplanung - am Beispiel der germanistischen Linguistik*. Tübingen 1976 (beide Titel sind leider vergriffen)

Freiraums, den es den Forschern schuf¹³. Aber es hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts zur Folge gehabt, daß es unter dem Druck staatlicher und wirtschaftlicher Interessen in mehrfacher Weise zerbrach. Selbst inkonsequent realisiert - die alten "Brotwissenschaften" Theologie, Medizin und Jura blieben ja unangetastet -, leisteten die idealistischen Unterscheidungen von Geist und Natur und von Theorie und Praxis sowie ihre Behandlung als dichotome Gegensätze dem weiteren Auseinanderbrechen der Einheit der Wissenschaften in Geistes- und Naturwissenschaften und in theoretische und angewandte Fächer und damit den allenthalben drohenden Divide-et-impera-Bestrebungen herrschender Interessen in vorhersehbarer Weise Vorschub. Zumindest erwies sich HUMBOLDTs Konzept gegenüber dem Zugriff von Staat und Wirtschaft als wehrlos.

Emanzipation der Vernunft und ihrer Institution, der Wissenschaft, hieß noch im 19. Jahrhundert vorwiegend Emanzipation von der Bevormundung durch die Kirchen. Die Emanzipation von anderen wissenschaftsfremden wenn nicht -feindlichen Instanzen wie Staat und Wirtschaft wurde selten thematisiert, zumindest nicht annähernd so radikal auf den Begriff gebracht. Die vorherrschende Selbsteinschätzung vor allem der Geisteswissenschaftler und unter den Naturwissenschaftlern der Theoretiker als "Selbstzweck"-Täter im 19. Jahrhundert im Gefolge idealistischer Philosophie bzw. als "Elfenbeinturm" oder "Glasperlenspieler", wie man später spöttelte, tat das ihre, um die Universitätsangehörigen vorschnell in dem Gefühl zu wiegen, die Emanzipation der Vernunft bereits vollgültig zu praktizieren, und damit zunächst der Verwertung von Forschungsergebnissen im Rahmen der Industrialisierung, aber auch der Faschisierung der Gesellschaft untätig zuzuschauen, um sich dann in späteren Phasen noch gedankenloser an diesen Prozessen zu beteiligen.

Gegenüber diesen Entwicklungstendenzen des HUMBOLDTschen Universitätsmodells haben projektwissenschaftliche Konzepte unverkennbare Vorzüge, nicht zuletzt auch bei der Verminderung der Gefahr der Käuflichkeit bzw. Ausbeutbarkeit von Wissenschaft für politische und wirtschaftliche Zwecke. Denn es ist offenkundig, daß die Zusammenarbeit, wie sie in diesen Konzepten Forscher und Praktiker tätigen, sowohl zur wissenschaftlichen Kritik der Zwecke als auch zur Entwicklung vernunftgemäßerer Alternativen führen muß.

Dennoch scheinen mir diese Konzepte an zwei Dingen zu kranken:

1. an der zu starken Einbindung der Einzelwissenschaften in praktische Projekte
2. an der Tabuisierung der Bedeutungsfrage.

Die Bestrebung innerhalb der Projektforschung, ihren Mißbrauch durch Herrschende dadurch zu erschweren, daß sie als Ko-Subjekte im Praxisfeld nur Menschen anerkannten, die unterdrückt, ausgebeutet, behindert oder sonstwie verelendet oder unterprivilegiert sind, die also nicht mittels Besitz oder Macht die Forscher zu Objekten dubioser Zwecke machen können, haben nicht verhindern können, daß die Grundlagenforschung über Gebühr vernachlässigt wurde, und daß Wissenschaft sich immer mehr auch selbst als Service-Betrieb für in einem Projekt auftauchende Bedürfnisse mißverstand. So fern Projektforschung stets dem stand, was im 3. Reich als "wehrwissenschaftliche Zweckforschung" praktiziert wurde, so ähnlich ist sie dieser vor allem in der Organisationsstruktur mit all ihren Widersprüchen. Sogar die Frage der Verantwortlichkeit ist durch die Ausgrenzung von Herrschenden und Besitzenden alles andere als befriedigend gelöst. Denn dadurch, daß auch der unterprivilegierte Mensch Macht zumindest über Teile der nichtmenschlichen Natur hat, kann der Forscher in die problematischsten Konsequenzen einer unreflektierten

¹³ Zu Humboldt: H.-W. Prahl: Sozialgeschichte des Hochschulwesens. München 1978, 194ff

oder zumindest kurzichtigen, meist ego- oder bezugsgruppenzentrierten Bedenkenlosigkeit dieses Menschen gegenüber einer rücksichtslosen Ausbeutung der Natur hineingezogen werden bis hin zu Befürwortung von Krieg, Kernkraft usw. Projektforscher machen sich nicht nur von der (immer noch) herrschenden Schulwissenschaft, auch wenn die "angewandten", "praxisbezogenen" oder "Zweckwissenschaften" als notwendige Kehrseite der "reinen" oder "theoretischen" Wissenschaften durchschaut sind, antithetisch abhängig, wenn sie deren Verdinglichung von Menschen ein Modell entgegenstellen, das sie selbst in Gefahr bringt, von Praktikern verdinglicht zu werden. Sie haben auch den Grundfehler der Schulwissenschaft nicht richtig diagnostiziert, wenn sie es nicht für wichtig halten, den Subjekten im Praxisfeld selbständig als Subjekt gegenüberzutreten.

Auch hier sei am Rande darauf hingewiesen, daß die Projektforschung vor allem bei den Hauptbegriffen Subjekt und Objekt nicht weniger als die Informatik in Gefahr ist, der vulgäridealistischen Dichotomisierung von Unterschieden zu erliegen. Subjekte und Objekte haben mehr gemeinsam, als die Projektforschung im Anschluß an idealistische und materialistische Philosophen bis hin zu BLOCH und HABERMAS auch nur entfernt ahnen läßt. Die fehlenden Bemühungen, dieses Gemeinsame auf den Begriff zu bringen, führen zu völlig unnötigen Verkrampfungen und Überängstlichkeiten im Umgang mit den im Praxisfeld Tätigen.

Meine Hauptkritik an den bisherigen Wissenschaftskonzepten betrifft aber das "Es" der Forschung, nämlich ihre Finanzierung. Ich sehe die Frage nach der "Bedürfnisbefriedigung" der Wissenschaften, insbesondere nach dem Erwerb und der Verteilung von Forschungsmitteln, kaum irgendwo ernsthaft gestellt, durchwegs tabuisiert, zumindest wie in feudalistischen Zeiten gedankenlos an kirchliche, politische und wirtschaftlichen Mächte delegiert, geschweige denn zum Thema einer nennenswerten eigenständigen Forschung gemacht. Die Angst, daß die inneren Teufel der Wissenschaften, einmal auf diese Frage losgelassen, sich und die Universitäten zerfleischen, ist offenbar so groß, daß sie jede etwa aufkommende Erkenntnis, diese Institution sei weit davon entfernt, überhaupt "Ich" sagen zu können, regelmäßig im Keime ersticken muß. Was ist das für eine Institution, die mit dem Selbstanspruch auftritt, daß in ihr nichts als die Wahrheit gelten soll, daß in ihr Kritik allein in sich selbst Grenzen finden kann, die davon aber die Triebkräfte, von denen sie lebt, wie selbstverständlich ausnimmt. Wen wundert es da, daß Wissenschaftshistoriker Schwierigkeiten haben, das Selbstbild vieler Wissenschaftler zu verifizieren, daß die Forschungsentwicklung als allmähliche Annäherung an etwas skizziert werden kann, was man als Wahrheit sich irgendwo in der Zukunft denkt¹⁴. Viele Wissenschaftshistoriker zeichnen die allgemeine Entwicklung universitärer Forschung sogar wie die Zick-Zack-Linie im Leben einer hochneurotischen Persönlichkeit¹⁵.

Die soeben angesetzte Institutionsanalyse in psychoanalytischen Begriffen läßt sich sicher fortsetzen. Es bietet sich an, z.B. den Wahrheitsgedanken als ein wie das "Überich" wirkendes Relikt des einstigen (in der Theologie ja auch noch präsenten) Gottesgedankens zu deuten. Die dieser Institutionsanalyse zugrundeliegende Personifizierung halte ich aber für bedenklich und bestenfalls als Metapher für bestimmte Aspekte geeignet. Sie soll hier lediglich vor Augen führen, was

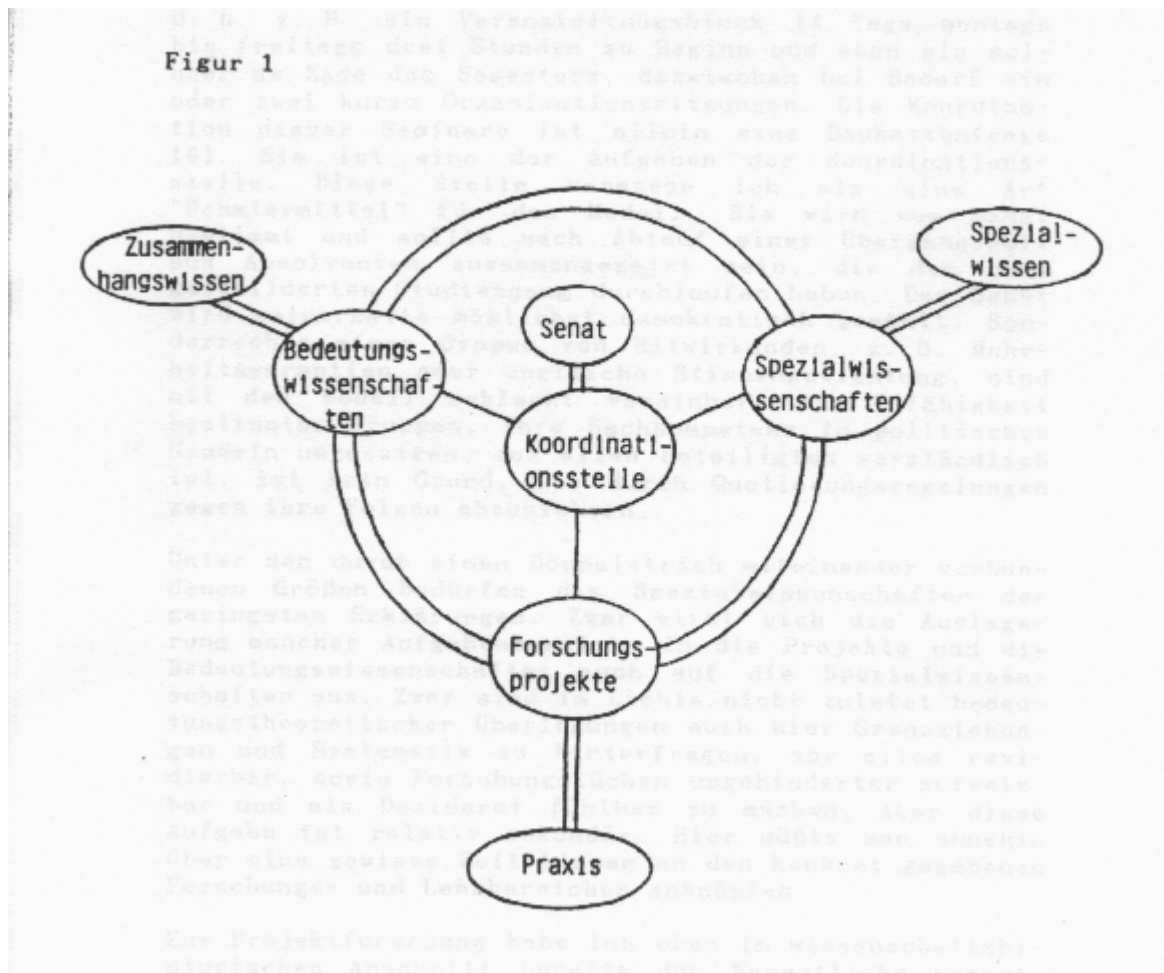
¹⁴ Der vorerst letzte Versuch in dieser Richtung stammt von I. Lakatos: Geschichte der Wissenschaft und ihre rationale Rekonstruktion. In: I. Lakatos/A. Musgrave (Hg.): Kritik und Erkenntnisfortschritt. Braunschweig 1974, 271-311. Er scheiterte, weil er die Faktenbasis in wissenschaftlich nicht vertretbarer Weise im Hinblick auf die zu verifizierende Wissenschaftsgeschichtstheorie ausgerichtet hatte.

¹⁵ Vgl. P. Weingart: Einführung. In: P. Weingart (Hg.): Wissenschaftssoziologie. 2 Bde. Frankfurt am Main 1972-74

man eigentlich macht, wenn man die wichtigste Bedingung der Möglichkeit von Wissenschaft, nämlich ihre Finanzierung, von mehr als beiläufiger wissenschaftlicher Behandlung ausnimmt.

Wer nun erwartet, daß ich für die Erforschung dieses bisher vernachlässigten Aspektes eine neue Wissenschaft fordere, hat den Gedankengang nicht verstanden, wie ich ihn bis hierhin entwickelte. Eine Einzelwissenschaft ist - das läßt sich durch die bisherigen Ergebnisse der Wissenschaftsforschung sehr gut belegen -, selbst wenn Mathematik, oder in der Gegenwart Informationswissenschaft oder Synergetik zur "Mutter der Wissenschaften" hochstilisiert wird, eindeutig nicht in der Lage, den Prozeß der Wissenschaftsemanzipation zu befördern. Sie lösen nur immer neue Anstrengungen, den Gegenstand eines Fachs oder nur einen seiner Aspekte zum wichtigsten Gliederungsprinzip aller Forschung hochzupäppeln, und damit endlose Rivalitäten unter den Disziplinen aus, ohne Aussicht auf Konfliktlösungen, die mehr sind als das Ergebnis von Machtgerangel, Pro-domo-Aktivitäten von Fachgrößen und spezialistentypischen Sichtverengungen im Verein mit bescheidenheitsverzierten Omnipotenzfantasien. Aus diesem Dickicht aus Faustrecht, Intrigantentum, Politiker-Vorlieben, Tradition und Instandhaltungszwängen müssen wir ja gerade heraus!

Aus wissenschaftshistorischer Perspektive sind sowohl die zugrundeliegenden Diagnosen der Wissenschaftsmisere als auch solche "Maternalisierungen" von Einzelwissenschaften als Therapieangebot nichts als Flickwerk. Die Sackgasse, in der sich die Wissenschaft weltweit befindet, die sogar die Konservativen spüren, wenn sie nach mehr Interdisziplinarität rufen, über die auch Einzelerfolge nicht hinwegtäuschen können, erhält durch eine hilf- und ziellose Wissenschaftspolitik der kleinen Schritte, wie sie etwa das Konzept der Ulmer Universität kennzeichnet, bestenfalls einen leicht platzenden Wurmfortsatz, der augenscheinlich auch noch an einer gefährlichen Stelle angebracht ist. Der absolutistisch-feudale Charakter des gegenwärtigen Universitäts-systems mit seiner unheilvollen Dominanz von Politik und Bürokratie über die Wissenschaft und



deren Anfälligkeit für wirtschaftliche Tagesinteressen wird so nur ausweglos verstärkt. Jener kurzatmige und -sichtige Pragmatismus, der stumpfsinnig ein Reförmchen an das andere klackert, allein weil es im Moment "machbar" erscheint, verbaut nur die Perspektive auf langfristige, an die Struktur gehende Veränderungen, die den Weg aus dem vorwissenschaftlichen Sumpf der gegenwärtigen Universitätssysteme heraus in eine vom Wissenschaftsgedanken her haltbare und vor der Gesamtgesellschaft verantwortliche Zukunft weisen können.

Das von mir entwickelte Wissenschaftskonzept halte ich in Figur 1 für in einem Maße vereinfacht, daß es bei gutwilligem Verstehen nicht zu Sinnentstellung führen muß.

Es ist klar, daß ich in der Kürze, die ein Zeitschriften-Beitrag gebietet, nicht alle Aspekte dieses Modells ansprechen kann und manches bei Andeutungen belassen muß. Lösungen, die Konzepte bringen, werfen in der Regel neue Fragen auf. Auch auf diese gehe ich hier aus dem genannten Grunde nicht ein. Eine Warnung darf ich trotzdem nicht unterschlagen, und damit ich sie nicht vergesse, sei sie hier gleich losgelassen. Diese Figur enthält alle wichtigen Größen und Relationen, mit denen das Konzept steht und fällt. Man kann also nicht einfach eine oder mehrere Größen oder Relationen weglassen, hinzufügen, ersetzen oder anders fassen, ohne daß das Konzept in Struktur und Substanz durchbrochen wird.

Zur Erläuterung dieses Modells halte ich es für sinnvoll, mit der Frage der Wissenschaftlerqualifikation einzusetzen. Der Student ist während seines mindestens vierjährigen Studiums in drei Wissenschaftsgebieten tätig: Forschungsprojekte, Bedeutungswissenschaften und einer Spezialwissenschaft. Das Ausmaß seines Studiums in diesen drei Gebieten richtet sich nach seinen Schwerpunktsetzungen, danach also, welche Art von Wissen er sich vornehmlich aneignen will: Praxiswissen, Zusammenhangswissen oder Spezialwissen. Als Richtschnur dienen können etwa zwei Anteile für das Schwerpunktstudium und je ein Anteil für die beiden Nebenstudiengänge. Dabei bietet es sich aus didaktischen Gründen (vor allem bei noch nicht gefällter Schwerpunktsetzung) an, im ersten Jahr schwerpunktmäßig in den Projekten mitzuwirken. Die Projekte laufen das ganze Jahr. Der Student kann sich von ihnen nur für maximal zwei Monate, die er in das für ihn ansonsten veranstaltungsfreie Halbjahr legen muß, beurlauben. Sein Studium der Bedeutungs- und Spezialwissenschaften läuft dazu halbjahrsweise parallel, wechselt sich also halbjährlich ab mit einer veranstaltungsfreien Zeit, während der er neben seiner Arbeit in den Forschungsprojekten hauptsächlich sein Selbststudium betreibt¹⁶.

Die Tätigkeit der Dozenten hat mit der der Studierenden viele Gemeinsamkeiten. Auch sie haben als Bedeutungs- und Spezialwissenschaftler im halbjährigen Wechsel je eine Zeit mit durchschnittlich wöchentlich acht Stunden Veranstaltungen und je eine Zeit für Forschung ohne Veranstaltung. Für die Projektwissenschaftler sollten flexiblere Lösungen geschaffen werden, da sie häufig in einem gerade laufenden Projekt manchmal unentbehrlich sind. Diese Lösungen sollten aber über etwa fünf Jahre im Schnitt auf die gleichen Anteile hinauslaufen. Der Wissenschaftler ohne Zeit für nicht-projektbezogene wissenschaftliche Reflexion und Forschung wäre ein Alptraum.

Auch die Dozenten sind in allen drei Gebieten als Lehrende und Forschende tätig. Das Hauptgebiet steht dabei quantitativ ebenfalls im Verhältnis 2:1:1 zu den Nebengebieten. Nur so führt ein Weg aus der Sackgasse des Spezialistentums.

¹⁶ Der genau halbjährliche Wechsel ist auch für die Raumnutzung von Vorteil, und zwar je mehr man drauf achtet, daß in beiden Semestern etwa gleichviel Veranstaltungen mit etwa gleichviel Studenten und Dozenten stattfinden.

die Normalform der Veranstaltungen sind Seminare und Praktika, die im Regelfall en bloc abgehalten werden, d.h. z.B. ein Veranstaltungsblock 14 Tage montags bis freitags drei Stunden zu Beginn und eben ein solcher am Ende des Semesters, dazwischen bei Bedarf ein oder zwei kurze Organisationssitzungen. Die Koordination dieser Seminare ist allein eine Baukastenfrage¹⁷. Sie ist eine der Aufgaben der Koordinationsstelle. Diese Stelle verstehe ich als eine Art "Schmiermittel" für das Modell. Sie wird vom Senat bestimmt und sollte nach Ablauf einer Übergangszeit aus Absolventen zusammengesetzt sein, die den oben geschilderten Studiengang durchlaufen haben. Der Senat wird seinerseits möglichst demokratisch gewählt. Sonderrechte einer Gruppe von Mitwirkenden, z.B. Mehrheitsgarantien oder ungleiche Stimmengewichtung, sind mit dem Modell schlecht vereinbar. Die Unfähigkeit bestimmter Gruppen, ihre Sachkompetenz in politisches Handeln umzusetzen, das allen Beteiligten verständlich ist, ist kein Grund, sie durch Quotierungsregelungen gegen ihre Folgen abzusichern.

Unter den durch einen Doppelstrich miteinander verbundenen Größen bedürfen die Spezialwissenschaften der geringsten Erklärungen. Zwar wirkt sich die Auslagerung mancher Aufgabenbereiche in die Projekte und die Bedeutungswissenschaften auch auf die Spezialwissenschaften aus. Zwar sind im Lichte nicht zuletzt bedeutungstheoretischer Überlegungen auch hier Grenzziehungen und Systematik zu hinterfragen, vor allem revidierbar, sowie Forschungslücken ungehinderter aufweisbar und als Desiderat fühlbar zu machen. Aber diese Aufgabe ist relativ sekundär. Hier müßte man ohnehin über eine gewisse Zeit hinweg an den konkret gegebenen Forschungs- und Lehrbereichen anknüpfen.

Zur Projektforschung habe ich oben im wissenschaftshistorischen Abschnitt bereits das wesentliche gesagt. Für die Auswahl von Projekten sind eine Fülle von Regeln, die alle aus praktischen Erfahrungen hervorgegangen sind, beachtenswert¹⁸. Sie sollte vor allem durch zwei zueinander in Spannung stehende Hauptkriterien bestimmt sein: die wichtigsten Praxisbereiche sollten auch in den Projekten repräsentiert sein, und Projekte gewinnen, wenn sie sich durch Quer- und Dachprojekte zusammenfassen lassen. Vielen Praxisprojekten müssen Laborprojekte vorausgeschickt werden, zumindest da, wo Anfängerfehler nennenswerten Schaden anrichten können. Manche Projekte geraten aus konstitutiven oder akzidentiellen Gründen nicht über das Laborstadium hinaus.

Am meisten der Erklärung bedarf wahrscheinlich die spezifisch neue Größe in obiger Figur: die Bedeutungswissenschaften. Auf den ersten Blick haben sie durchaus den Anschein einer zur "Mutter der Wissenschaften" aufgeblähten Einzelwissenschaft. In der Tat taucht der Begriff "Bedeutung" auch in Einzelfächern auf - manchmal sogar als Zentralbegriff von Unterdisziplinen, die als Bindestrich-Semantiken freilich jeweils ein ziemliches Kümmerdasein führen -, so in der Biosemantik, der Neurosemantik, der Psychosemantik, der Soziosemantik, der Ethnosemantik, der linguistischen, semiotischen und philosophischen Semantik. Selbst in den Literaturwissenschaften fristet er ein wenn auch wenig respektiertes Dasein. Faktum ist leider aber auch, daß alle diese Semantiken nur wenig Notiz voneinander nehmen, aus dem Grunde auch von einer einheitlichen Definition des Bedeutungsbegriffs meilenweit entfernt sind und diesen Begriff durchweg so gebrauchen, als wäre er nicht von Bedeutung.

¹⁷ Vgl. E. von Weiszäcker/G. Dohmen u.a.: Baukasten gegen Systemzwänge. Der Weiszäcker-Hochschulplan. München 1970

¹⁸ Vgl. Simon (1979, s. Anm. 11), 16ff

Auf den ersten Blick hat der Begriff der Bedeutung auch viele Ähnlichkeiten mit dem der Information. Auch er ist zugleich so allgemein, daß er in allen Wissenschaften eine Rolle spielen könnte, und zumindest so exakt faßbar, wie das der Forschungsstand in den Einzelwissenschaften zuläßt. Auch er entstammt dem Begriffsfeld des Zeichens, hat dort sogar seinen Schwerpunkt in einem zeichentheoretisch konstitutiveren Bereich. Der Informationsbegriff kommt ohne Einführung semantischer Interpretationen noch so scheinbar nur technischer Vorgänge nicht aus. Ein bit ohne Bedeutung gibt es nicht. Seine technische oder kommunikative Bedeutung ist sogar das Zentrale an ihm. Für den Bedeutungsbegriff ist die Möglichkeit der Verkürzung und Umsetzung in bits dagegen ohne konstitutive Bedeutung. Der Bedeutungsbegriff ist darüber hinaus kein Prokrustes-Bett für die Forschungsgegenstände der einzelnen Fächer, dem sich alles unterschiedslos fügen muß, sondern wird im Gegenteil nur richtig verstanden, wenn er dazu führt, Gemeinsames und Unterschiedliches in eine exakte Relation zu bringen, wenn man in Evolution und Geschichte mit qualitativen Sprüngen sowie in anderen Forschungsfeldern und -fächern nicht nur das einer Methode Unterwerfbare, sondern gerade auch das Verschiedene und Widerborstige ernst nimmt. Der Bedeutungsbegriff ist eine Chance interdisziplinärer Wissenschaft ohne Vergewaltigung des Forschungsgegenstands. Dem Versuch der Informatik, die Einzelwissenschaften mit Brachialgewalt auf eine Methode zu verpflichten, steht in den Bedeutungswissenschaften ein Forum gegenüber, auf dem die Fächer miteinander ins Gespräch kommen können, ohne ihre Eigenständigkeit bedroht sehen zu müssen.

Die Überlegenheit einer im Bedeutungsbegriff verankerten interdisziplinären Basiswissenschaft über eine Informatik mit gleichem Anspruch zeigt sich aber nicht nur in der methodischen Flexibilität und Offenheit, sondern vor allem in ihren empirischen Möglichkeiten, die metawissenschaftliche Frage nach dem Entscheidenden und Wichtigsten empirisch, genetisch und zentral deskriptiv erfolgversprechend in Angriff zu nehmen. Um das zu verdeutlichen, möchte ich etwas weiter ausholen.

Der Bedeutungsbegriff entstammt in den meisten Sprachen dem Wortfeld der Zeige- und Kommunikationshandlungen. Noch in der gegenwärtigen Hochsprache kommt ein allerdings veralteter, regional sogar ausgestorbener Gebrauch von "bedeuten" vor, der in diese Richtung geht:

(1) Der Kapitän bedeutete dem Steuermann, daß er weiter backbord steuern müsse.

"Bedeuten" spielt alsdann in metasprachlichen Gebrauchszusammenhängen eine große Rolle, vor allem, wenn es um das Übersetzen geht:

(2) Englisch 'flesh' bedeutet im Deutschen 'Fleisch', aber nur, wenn es lebt.

Es ist anzunehmen, daß dieser auf bestimmte Sprachäußerungen bezogene Gebrauch von "bedeuten" durch Metaphorisierungsakte aus dem ersteren hervorgegangen ist.

Der Begriff der Bedeutung wird aber in der Alltagssprache zunehmend in Zusammenhänge gebracht, die auf den ersten Blick weder mit Zeige- noch mit Sprechhandlungen zu tun haben:

(3) Ein noch so gut zubereiteter Fisch bedeutet mir nichts.

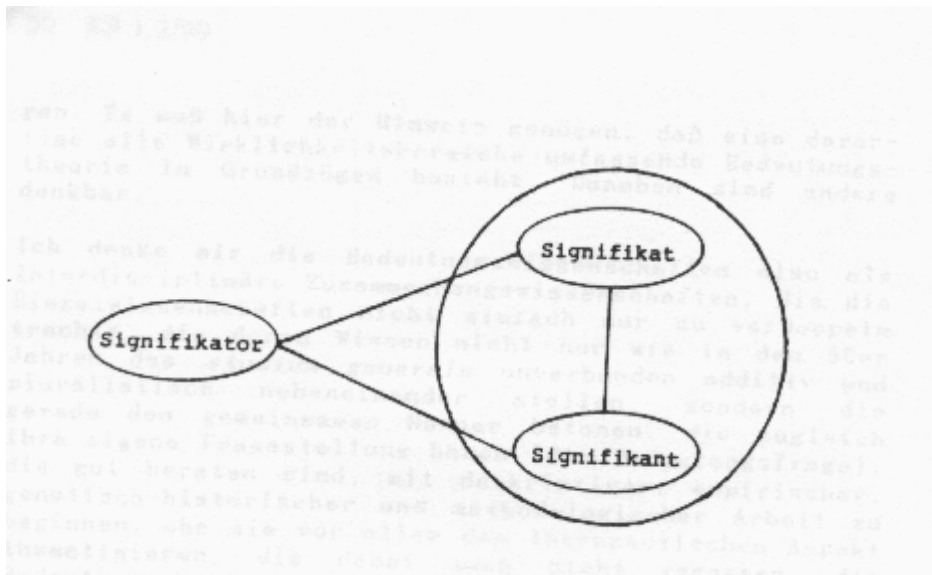
Dennoch ist anzunehmen, daß auch dieser Bedeutungsbegriff in unserer Sprache durch Metaphorisierung aus dem ersten entstanden ist. Während der erste Bedeutungsbegriff mit "Hinweis" paraphrasiert werden könnte und der zweite Umschreibungen wie "Benennung" oder "Bezeichnung" verträgt, kämen für den dritten "Bedeutsamkeit" oder "Relevanz" als Synonyme in Frage. Obwohl der Begriff der Bedeutung im Sinne von (3) der am spätesten entstandene sein dürfte, ist er eindeutig der allgemeinere; ja (1) läßt sich als Zeigebedeutung und (2) als Sprachbedeutung dem Allgemeinbegriff der Bedeutung im Sinne von (3) semantisch subsumieren. Denn daß auch

Zeigebedeutung und Sprachbedeutung in Situation von einer gewissen Bedeutung sein können, läßt sich ja nicht leugnen. Sie sind sogar nichts anderes als Sonderausprägungen oder Spezifizierungen des Bedeutungsbegriffs in (3).

In Wissenschaft und Philosophie werden die jeweiligen Forschungsgegenstände gewöhnlich in ein Netz von Fragestellungen, Begriffen und Methoden eingespannt. Auch dieses Verfahren wäre zu hinterfragen, sei in diesen Argumentationszusammenhang aber einmal probeweise akzeptiert. Dann läßt sich immer noch sagen, daß alle Fragestellungen (natürlich ebenso alle Begriffe und Methoden) auf Vorentscheidungen in der Bedeutungsfrage beruhen. Zugespitzt formuliert: Es gibt keine bedeutendere Fragestellung als die nach der Bedeutung. Keine andere Fragestellung ist in der Lage, sich selbst in derart evidenten Weise die Priorität vor anderen beizumessen.

Die Zeichen- und Kommunikationswissenschaften betrachten den Bedeutungs begriff - auch da, wo sie mehr sein wollen als Informatik - als Hauptbegriff einer ihrer Unterdisziplinen. Sie folgen dabei dem in ihnen nicht grundsätzlich infrage gestellten Zeichenmodell.

Figur 2



Danach sind für ein Zeichen diese drei Momente konstitutiv: der Benutzer (Signifikator), der Zeichenträger (Signifikant) und das Bezeichnete (Signifikat), das auch manchmal Bedeutung heißt. Wenn eines dieser Momente fehlt, kann nicht mehr von Zeichen geredet werden. Insbesondere ist es erst der Signifikator, der etwas zu einem Zeichen macht.

In diesem Zeichenmodell kommt der Prozeßcharakter des Bezeichnens und Zeichenverstehens zu kurz. Gewichtiger ist der Einwand, daß hier Signifikat und Signifikant wie im Vulgäridealismus Form und Inhalt, Geist und Materie bzw. Idee und Erfahrung zu Gegensätzen überzeichnet werden, daß hier weiterhin Zeichenbenutzer und Zeichen zu sehr wie Subjekt und Objekt auseinandergerissen werden. Auch ein Zeichenbenutzer kann seinen Umgang mit Zeichen nämlich zum Objekt machen, als Zeichen verstehen. Auch der Zeichenträger hat bei näherem Zusehen stets Bedeutungscharakter usw. Wenn ich an einem Wegweiser konstatiere, daß er aus zwei oder mehr Holzbalken zusammengesetzt ist, deren Gewebe aus Librifasern oder Tracheiden besteht, und deren Zellulose-Arten in chemischen Formeln ausdrücke, habe ich meine Aufmerksamkeit

nicht einfach auf etwas gelenkt, was keine Bedeutung hat. Ich habe mich nur auf andere Bedeutungsarten konzentriert. Es gibt überhaupt keine Möglichkeit, aus dem Bedeutungszirkel herauszutreten. Erkennen ist also, wenn man nicht der Illusion nachhängen will, ein Ansich zu erfassen, stets ein Bedeutungsprozeß, einer unter anderen.

Was das Zeichenmodell am Zeichen einzufangen sucht, sind also nur verschiedene Aspekte an ihm, die gleichwohl alle Bedeutungscharakter haben. Wichtiger wäre gewesen, dass im Moment des Bezeichnens oder Zeichenverstehens stattfindende Zusammentreten dieser Aspekte zu beschreiben. Offensichtlich zwingt der Signifikator, Regeln bzw. Konventionen folgend oder nicht, in diesem Prozeß einer Bedeutungsart eine andere auf. Dieses Phänomen kennen die Kommunikationswissenschaften durchaus, aber nur als Sonderfall, nämlich z.B. bei innersprachlichen Umprägungen, etwa bei der Metapher oder beim Gleichnis. Daß alle Bedeutungsprozesse diesen "Metaphorisierungsprozessen" vergleichbar sind, ist zwar gelegentlich gesehen worden¹⁹, hat sich aber vermutlich wegen der Fixierung der Spezialisten auf ihre Fachgrenzen nicht durchgesetzt. Denn erfasst man erst einmal die Notwendigkeit der Erforschung der Beziehungen zwischen den Bedeutungsarten, erscheint daran nichts so hinderlich wie die Fachgrenzen.

Der Begriff des Zeichens scheint sich also in den der Bedeutung aufzulösen. Ich selbst fasse Zeichen als Bedeutungskomportat, also als ein vom Signifikator aus den verschiedensten Gründen herbeigeführtes Syndrom bzw. eine Zusammenballung von Bedeutungen. Solchen Komportaten stehen Deportate gegenüber, wozu z.B. Tabuisierungs- und Ghettoisierungsphänomene aller Art gehören. Auf der Ebene der Sprache kennt man z.B. Tabuwörter, Wörter, die jeder kennt, die aber nicht ausgesprochen werden dürfen. Auf der Ebene der Herrschaft bekannt sind vor allem Pogrome und Deportationen, Phänomene, die gerade dadurch von Bedeutung sind, daß man sich ihre Bedeutung vom Leibe halten will. Daß die Wissenschaften solche Phänomene nur ungenügend und die gesamte Bedeutungsfrage durchgehend überhaupt nicht thematisieren, muß selbst zu diese Bedeutungsdeportaten gezählt werden. Auch in den Zeichen- und Kommunikationswissenschaften ist man weit davon entfernt, diese Phänomene in ihrer theoretischen Relevanz zu erkennen. Lediglich in den Dokumentationswissenschaften gibt es Ansätze. Die Psychoanalyse ist freilich in vielem beträchtlich weiter, dafür leider zu sehr auf einzelne Bedeutungsarten fixiert.

Es ist hier nicht der Ort, die Möglichkeiten einer interdisziplinären Bedeutungstheorie weiter auszuführen. Es muß hier der Hinweis genügen, daß eine derartige alle Wirklichkeitsbereiche umfassende Bedeutungstheorie in Grundzügen besteht. Daneben sind andere denkbar.

Ich denke mir die Bedeutungswissenschaften also als interdisziplinäre Zusammenhangswissenschaften, die die Einzelwissenschaften nicht einfach nur zu verdoppeln trachten, die deren Wissen nicht nur wie in den 50er Jahren das *studium generale* unverbunden additiv und pluralistisch nebeneinander stellen, sondern die gerade den gemeinsamen Nenner betonen, die zugleich ihre eigene Fragestellung haben (die Bedeutungsfrage), die gut beraten sind, mit deskriptiver, empirischer, genetisch-historischer und methodologischer Arbeit zu beginnen, ehe sie vor allem den therapeutischen Aspekt thematisieren, die dabei auch nicht vergessen, die Bedeutungsprobleme im Wissenschaftsprozess selbst zu durchleuchten und Argumente für die Mittelverteilung in ihrem eigenen Bereich zu erarbeiten. Nichts würde das Modell mehr gefährden als eine kontur- und farblose Zusammenhangswissenschaft, die keine eigene Mitte hat oder typische Merkmale von

¹⁹ So bei: Benedetto Croce: *Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks und allgemeine Linguistik* (Ital. Original: 1902). Leipzig 1905 - K. Vossler: *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft*. Heidelberg 1904

Wissenschaften wie Empirie, Historie oder aber auch Therapie systematisch ausblendet.

Es gehört nicht viel Selbsterkenntnis dazu zu konstatieren, daß das hier vorgestellte Wissenschaftskonzept in der gegenwärtigen hochschulpolitischen Landschaft zwischen sämtlichen Stühlen liegt. Ich bin aber sicher, selbst wenn es darüber vergessen wird, es ist so unglaublich einfach und naheliegend, daß es schon bei nur leicht veränderten Rahmenbedingungen wiedererfunden wird. Dann wird man sich sehr schnell fragen, wieso man nicht schon in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts dieses Konzept begierig aufgegriffen hat, wieso man das Pferd ständig vom Schwanz her aufzäumte und achtlos an der Bedeutungsfrage vorüberging, wieso man sämtliche Fragen und manchmal schrecklich nebensächliche und sogar falsche durchgehend für bedeutender hielt als die Frage nach der Bedeutung. Besser wäre es natürlich, wenn schon jetzt sich der eine oder die andere entschließen würde, sich in diesem Punkt ein Licht aufgehen zu lassen.